

Karin Priester

Äußerst anpassungsfähig und elastisch

Zehn Thesen zum Konservatismus

Reiner Zenssen



Was links ist, vermag heute keiner mehr so recht zu sagen. In der doppeldeutigen englischen Frage *What is left?* kam um 1990 die Katerstimmung zum Ausdruck, was denn übrig geblieben sei vom linken »Projekt«. Was dagegen konservativ ist, wusste man noch nie so recht zu sagen und der etymologische Bezug auf das »bewahren wollen« hilft nicht weiter. War Marx ein Konservativer, nur weil er als Dialektiker einiges aus der bürgerlichen Gesellschaftsordnung für bewahrenswert hielt? Ist Erhard Eppler ein Konservativer, weil er den Staat vor dem Schicksal eines »Auslaufmodells« bewahren will?

Der Konservatismus ist tot, sagte der konservative griechische Philosoph Panajotis Kondylis; er ist untergegangen mit der mittelalterlichen *societas civilis*, die ein Gegenentwurf zum modernen Staat war. Der Konservatismus marschiert an der »Speerspitze des Fortschritts«, verkündete Franz Josef Strauß. Der Konservatismus ist ewig, meinten Moeller van den Bruck und nach ihm Axel Springer, weil er für das steht, was immer gilt. Nüchterne Beobachter können dagegenhalten, dass der Konservatismus wohl eher ein »schwankendes Schilfrohr im Winde« (*Pascal*) ist, ein äußerst anpassungsfähiges, elastisches Amalgam, das sich vom »alteuropäischen« Denken bis in die jüngste Gegenwart immer wieder in neuen Facetten zeigt.

Deren Bandbreite reicht von der Ökologie bis zum Plädoyer für die Technokratie, von der Befürwortung eines starken Nationalstaats bis zu dessen Überwindung in dezentralen, föderalistischen Netzwerkstrukturen, von der Beschwörung des christlichen Abendlandes bis zum Laizismus.

Konservatismus ist älter als die Französische Revolution

Richtig an der These von Kondylis ist, dass der Konservatismus nicht erst eine Reaktion auf die Aufklärung und die Französische Revolution war. Der Altkonservatismus trat als Gegner des bereits im 16. Jahr-

hundert heraufziehenden absolutistischen Macht- und Verwaltungsstaates auf, und er tat dies im Namen der vormodernen Pluralität und Vielfalt ständischer, zünftlerischer und kommunaler Formen der Selbstorganisation. Mag der Adel als Stand und Träger dieses antizentralistischen, anti-etatistischen Denkens auch untergegangen sein, so lebt sein Erbe doch fort und führt zu immer neuen Renaissance des konservativen »Denkstils« (*Karl Mannheim*). Seit den 70er Jahren tritt er in so unterschiedlichen kulturellen und politischen Erscheinungen wie dem Postmodernismus, dem Kommunitarismus und dem Populismus auf.

Machte der Konservatismus im 19. Jahrhundert seinen Frieden mit dem »starken Staat« und dem Nationalismus, zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Heroenkult, mit Autoritarismus und den unterschiedlichen Ausprägungen des Cäsarismus, so ist ihm dies doch nicht ins Stammbuch geschrieben. Er konnte und kann immer auch anders, angefangen bei einem der geistigen Väter des Föderalismus, Constantin Frantz und seiner Lehre vom »bündischen Staat« bis zum Liberalkonservativen Alexis de Tocqueville und seiner Kritik am modernen, bürokratischen Planungs- und Interventionsstaat. Nach 1945 glaubte sich der Konservatismus, zumal in der Bundesrepublik, endlich auf der Höhe der Zeit. Mit Gehlen wurde er ein Freund der Technokratie, mit Freyer und Forsthoff gar ein Befürworter des Sozialstaats, wenn auch mit mentaler Reservation. Wenn es denn nicht anders gehe, so Forsthoff, dann müsse man auch den Sozialstaat akzeptieren, aber nur, um ihn bei nächster Gelegenheit wieder einzuschränken. Die Überlebensnotwendigkeit zwingt den Konservatismus, immer wieder in den Jungbrunnen eines *aggiornamento* zu steigen, ohne seine Prämissen zu verleugnen:

»Die Überlebensnotwendigkeit zwingt den Konservatismus, immer wieder in den Jungbrunnen eines *aggiornamento* zu steigen.«

Erstens: Konservative glauben zu wissen, was immer gilt: das Humanum, Maß und Mitte, ein wohlgeordnetes, organisch gewachsenes Ganzes, sei es theologisch oder biomorph-organologisch begründet. Wachsen ist wichtiger als machen. Das Abwarten endogener Reifungsprozesse steht gegen die aufklärerische, utopistische Projekttemacherei, gegen Planung und rationale Gesellschaftsteuerung.

Zweitens: Konservative glauben zu wissen, was der Mensch ist: böse und schwach. Als Schwarzseher wissen sie auch, was ihm frommt: die starke Hand, starke Bande im sozialen Nahbereich, starke berufsständische Strukturen. Ihre pessimistische Anthropologie wurzelt in der christlichen Erbsündelehre und lebt fort in Gehlens Sicht auf den Menschen als instinktarmes, nicht festgelegtes Mängelwesen, das starker kultureller Stützen bedarf, der Institutionen. Von Spengler bis Gehlen heißt es unisono, nicht das Streben nach Glück sei dem Menschen aufgegeben, sondern Askese und Selbstüberwindung. Er müsse sich von den Institutionen »konsumieren« lassen zwecks Selbststeigerung.

Drittens: Konservative sind, im Gegensatz zu einer verbreiteten, aber vereinfachten Sicht, keine Bewahrer, sondern Verlangsamter und Entschleuniger, und das macht sie noch am ehesten sympathisch. War im

mittelalterlichen Denken die Zeit noch »von Gott« und dem Menschen nicht verfügbar, so setzte ab dem 15./16. Jahrhundert eine rasante Beschleunigung von wissenschaftlicher Erkenntnis, von Transportwegen und Warenströmen ein. Benjamin Franklins bekanntes Diktum *time is money* gehört heute zur Logik des *global business*. *Acting with speed, fast action, lightening speed* oder *just-in-time* lauten die Botschaften, Akzeleration ist ihr Schlüsselwort. Der Futurist und Anhänger Mussolinis, F.T. Marinetti – beides keine Konservativen, sondern Modernisierer und Beschleuniger – jubelte zu Beginn des 20. Jahrhunderts:

»Heutige Jungkonservative sind eher Ästheten als politische Tatmenschen.«

»Zeit und Raum sind gestorben und von gestern. Wir leben bereits im Absoluten, weil wir ewige, omnipräsente Geschwindigkeit geschaffen haben.« Gegen diese Stilllegung der Geschichte in Dauerrotation, die Gehen

noch resigniert als *post-histoire* akzeptierte, machen Konservative die in unserer Kultur vorherrschende Logik der Geschwindigkeit zum Politikum und fragen, wie etwa Rüdiger Safranski, wie viel Globalisierung der Mensch überhaupt vertrage.

Viertens: Konservative haben sich immer, und das macht sie weniger sympathisch, als Elite verstanden, als Angehörige der *happy few*, die der Masse mit ihrem Konsumismus, ihrem Streben nach Wohlleben und seichten Genüssen, wie Menschen von einem helleren Stern gegenüberstehen, sei es als Funktions- oder als Geisteselite. Der »Adel des Geistes«, den seine kulturellen, inzwischen längst bürgerlichen Wortführer für sich reklamieren, beruft sich auf Nietzsches »Pathos der Distanz«: sich bloß nicht gemein machen mit dem Pöbel, den Spießern, den Herdenmenschen, räumlich, kulturell, habituell Abstand halten. Heutige Jungkonservative sind eher Ästheten als politische Tatmenschen, denn das hieße ja, sich auf Sprache, Lebensgewohnheiten und Nöte der Mehrheit einzulassen und womöglich gar, *horribile dictu*, als »Populist« aufzutreten. Konservativsein ist für sie nicht politische Option, sondern Haltung, Stilbewusstsein, Wille zur Distinktion, asketischer Habitus und »edle Gesinnung«. Man mokiert sich gern über die *couch potatoes*, die sich vor dem Fernseher lümmeln, in den Tempeln des Massenkonsums ihren eudämonistischen Trieben frönen und partout nicht einsehen wollen, warum es das vornehmste Ziel von *Hartz IV*-Empfängern sein sollte, Askese zum höheren Lebenszweck zu stilisieren.

Konservative Postmoderne

Fünftens: »Die Postmoderne ist konservativ«, gab der Philosoph Peter Koslowski in einem Interview mit dem rechten Publikationsorgan JUNGE FREIHEIT zu Protokoll. Was Jürgen Habermas immer schon vermutet hat – hier wird es aktenkundig. Zu diesem Edelkonservatismus für die gebildeten Stände gehören das obligatorische Spiel mit Paradoxien und Grenzverwischungen ebenso wie die der Romantik nachempfundenen Ironiesignale. Der Universalismus ist passé, ja ist womöglich – man denke an Präsident Bush und sein Projekt für das künftige Jahrtausend – ein Herrschaftsinstrument des Westens. Es lebe

Vielfalt, Differenz, das Partikulare, das Andere, Exotismus, Regionalismus, das Pluriversum. Vielfalt an sich gilt Konservativen als schützenswertes Gut; warum, hat noch keiner stichhaltig begründet. Hier steht nicht Kant, sondern Herder Pate mit seinem Gedanken der Entelechie. Alles müsse aus sich selbst heraus wachsen und zur Reife gelangen nach dem einmal eingeschriebenen Lebensplan.

Alain de Benoist, Vordenker der Neuen Rechten in Frankreich und seit langem Gegner des COCA-COLA-Imperialismus, der Vereinheitlichung von Produktionsweisen, Konsumgewohnheiten, und der Ausbreitung des globalen Marktes, sieht sich in nächster Nähe zum nordamerikanischen Kommunitarismus, zu Charles Taylor, Alasdair MacIntyre und Christopher Lasch. Gemeinschaft rangiert vor Gesellschaft, der Nahbereich vor dem Weltganzen. Der Mensch ist immer eingebettet in seine Kultur, seine Heimat, seine Sprache, was ja richtig ist. Nur kann er sich davon auch lösen. Identitäten sind nicht schicksalhaft vorgegeben, sondern gestaltbar.

Sechstens: Konservative in der heutigen Politik sind Monaden, die sich in den großen Volksparteien ihre Nischen und Netzwerke suchen. Die CDU als konservative Volkspartei ist auf parteiinterne Kompromisse angewiesen. Entsprechend kompromisshaft lauten die Empfehlungen zur Programmatik und Identität der Partei. »Ein moderner Konservatismus«, liest man im RHEINISCHEN MERKUR, »sorgt sich um die Erneuerung der Gesellschaft und ihrer inneren Lebenskraft.« Wer täte das nicht? »Innere Lebenskraft« mag betulich im Geiste Herders formuliert sein, aber die Gesellschaft erneuern – und eben nicht bewahren, wie sie ist – das wollen auch Konservative.

Ihre Ziele Solidarität und Subsidiarität schreiben sich heute die Vertreter jeder politischen Couleur auf die Fahne, den Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen ebenso wie die Förderung von Familie und Bildung. Dass die CDU als »moderne konservative Partei« tolerant, offen und dialogbereit sein will und für die Gleichberechtigung von Mann und Frau eintritt, versteht sich fast schon von selbst. Nur gelegentlich zeugen angestrengte Spagatübungen noch von tieferen Gräben zwischen Tradition und Moderne, etwa, wenn die Forderung nach einem »laizistischen« Staat erhoben und simultan versichert wird, die Kirchen in »besonderer Weise« fördern zu wollen. Man kann nicht beides zugleich haben, aber das ist der Preis, den jede Volkspartei, auch eine konservative, zahlen muss: Es niemandem recht machen zu können und es potenziell allen recht machen zu müssen. Mit anderen Worten: An der Spitze des Fortschritts marschieren und zugleich ein Leben aus dem, was immer gilt, proklamieren.

»Ist der Konservatismus tot oder nur in einer Krise?«

Siebtens: Ist der Konservatismus tot, wie Kondylis meinte, oder nur in einer Krise, wie Paul Nolte vermutet? Nichts davon, denn schließlich war er immer in einer Krise und lebte zugleich von ihr. Seit den 70er Jahren ist er kulturell sogar im Aufwind und profitiert von der Krise all jener Dimensionen, die die Linke lange besetzt hielt: Fordismus, Keynesianismus, Etatismus, Zentralismus.

Geschwindigkeitsbegrenzung

Achtens: Alexander Gauland trat unlängst mit einer *Anleitung zum Konservativsein* hervor. Wo es aber erst einer Anleitung bedarf, ist das Thema schon verfehlt. Der Konservatismus wird reflexiv. Er versucht, sich seiner Grundlagen zu vergewissern und flüchtet auf eine Metaebene, in Anthropologie, Philosophie oder Theologie, statt sozialhistorisch nach seinen Trägern und ihren schichtspezifischen Interessenlagen zu fragen. Täten Konservative dies aber, müssten sie sich einer für sie bitteren Erkenntnis stellen – dass der Konservatismus nämlich einen legitimen,

aber etwas anrühigen Bruder hat, den Populismus. **»Der planende Blick scheint nicht in ihr Weltbild zu passen.«** Noch versuchen Konservative, ihn als vulgären Bastard, als illegitimen Sprössling des Gutsherrn mit seiner Magd, auszugeben. Das könnte sich ändern, sollte sich

nämlich zeigen, dass sonst keine Erben mehr vorhanden sind. Dann wird man sich auf die Spurensuche nach dem begeben müssen, was an konservativ-popularen Milieus noch übrig geblieben ist. Habituell widerstrebt Konservativen dieser »Gang ins Volk«, aber dann werden andere an ihre Stelle treten.

Neuntens: »Zu Beginn des 21. Jahrhunderts«, schreibt Gauland, »wird man am ehesten konservativ sein, nicht unbedingt in der Absicht, die Interessen der Besitzenden zu schützen, sondern um die Geschwindigkeit der technischen und gesellschaftlichen Veränderungen zu drosseln. Stärker noch als Ungerechtigkeit quält uns das Tempo der Veränderung.« Sollte die Zukunft des Konservatismus also nicht in der traditionellen Beschwörung von Kinderreichtum und christlichen Familienwerten (*Di Fabio*) liegen, sondern im Kampf für die Entschleunigung des gesellschaftlichen Wandels, müssten Konservative vom hohen Kothurn elitärer Selbstvergewisserung herabsteigen und zu Sozial- oder Linkskonservativen mutieren.

Zehntens: Das Tempo der Veränderung mag uns quälen, durchaus. Aber stärker noch als dieses quält uns Ungerechtigkeit. In der Umkehr der Prioritäten liegt der eigentliche und entscheidende Unterschied, der es rechtfertigt, auch im ideologisch flachen 21. Jahrhundert, das ein konservatives, womöglich ein autoritäres zu werden verspricht, auch weiterhin von »rechts« und »links« zu sprechen. Man hat entweder einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn oder einen ausgeprägten Beharrungssinn. Dies ist aber nicht, wie der Konservative Golo Mann zu wissen meinte, eine Frage des Temperaments, sondern eine der Herkunft und Soziallage. Konservative wie Gauland oder Safranski stellen gute Fragen; ihre Antworten leiden indessen unter der Stratosphärenhöhe, von der aus die Bäume vor lauter (finsterstem) Wald nicht mehr erkennbar sind. Konservative kultivieren gern den »planetarischen« Blick; der planende Blick dagegen scheint nicht in ihr Weltbild zu passen.

Karin Priester (*1941)
ist emeritierte Soziologin an der Universität Münster.
priestek@uni-muenster.de